

## **Klausur Nr. 2 vom 18.11.2020 (Deutsch-LK, Q3)**

### **Liebe den Menschen, denn du weißt nichts von den Schmerzen, die in ihm sind**

von Sophia Jakob

### **Der Hut**

von Franz Kafka

*K. hatte sich eines Tages entschlossen, das Schiff, welches er nicht verlassen hatte, seit er vor zwanzig Jahren in einem Strohkorb auf dem Konzertflügel in der ersten Klasse abgestellt worden war, hinter sich zu lassen. Als er nun also die Stufen der Gangway hinunterstieg, in den Mantel gehüllt, den ihm ein Vorübergehender zum Abschied mitgegeben hatte, um der unerbittlichen Februarkälte etwas entgegenhalten zu können, hielt er den Blick starr nach vorne gerichtet, als könne das kleinste Abschweifen des Blickes von einem vor ihm gewaltig aufragenden New York die eiserne Entschlossenheit seiner Beine, die ihn zu tragen sich abmühten, zunichtemachen. Schon oft hatte er, wenn das Schiff in einem Hafen festgemacht hatte, in der Kabine an seiner Luke gestanden und die Menschen beobachtet: Die sehnsüchtig Erwartenden, die die sehnsüchtig Erwarteten herzlich in die Arme schlossen, die Kaufmannssöhne, die sich bei Verlassen des Dampfers mit ihren Aktentaschen in der Hand nicht einmal umdrehten, und stets inmitten der Menge das eilig hindurchhuschende Schiffspersonal. Ob auch sie eines Tages nach getaner Arbeit hier stehen und an den alten Bordpianisten denken würden? Er hatte die letzte Stufe erreicht. Nur ein Schritt trennte ihn noch vom Land. Als würde es ihn für sein Zögern verhöhnen, rauschte unermüdlich im Rücken ihm das Meer. Gespräche flogen fetzenhaft um ihn herum. Aber trotzdem er sich noch so sehr bemühte; sie zu fassen wollte ihm einfach nicht gelingen. Plötzlich überkam ihn eine sonderbare Angst. Der Qualm, der aus den Schornsteinen drang, die Enge der Straßen, deren Ende er nicht sehen konnte. Er sah nirgends ein Ende. Es war eine Klaviatur, wie er sie noch nie gesehen hatte. Unendlich viele Tasten lagen da vor ihm. Wie soll man sich da entscheiden, welche man zuerst anschlagen soll? Würde ihm doch nur ein Rattenschwanz aus dem Rücken wachsen! Dann könnte es ihm niemand vorwerfen, wenn er ein dunkles Loch suchen und sich dort hinein verkriechen würde. Das Loch müsste er aber erst einmal finden. Auf dem Schiff wäre ihm das ein Leichtes. Ja, auf dem Schiff wusste er, wo er war. K. blickte auf den feuchten Boden vor seinen Füßen. Nur ein Schritt trennte ihn noch vom Land. Er nahm seinen Hut und warf ihn in hohem Bogen seitlich von sich. Dem Kurs des Hutes mit den Augen folgend, drehte er sich um und war wieder unten in seiner Kabine, noch bevor dieser die Wasseroberfläche getroffen hatte und langsam, als würde etwas in ihm sich an dem Himmel über ihm festhalten, als hätte er nun aber doch eingesehen, dass sein Kampf bereits verloren war, ins schwarze Nichts hinabsank.*

Es ist mir eine große Ehre, diese erst kürzlich entdeckte Parabel von Franz Kafka hier und heute erstmals veröffentlichen zu dürfen.

Sie weist zahlreiche der oft in den Werken des namhaften Schriftstellers erkennbaren und immer wieder auftauchenden Motive und Themen auf; auch die Kompositionsweise, die heute gerne mit dem Begriff kafkaesk bezeichnet wird, ist geradezu paradigmatisch für Kafka: So wird ein Mensch beschrieben, der ein Niemand ist. Ein Nichts. Selbst auf dem Schiff, das seine gesamte Welt beinhaltet, hat er keine Bezugsperson. Vor der Kälte, die neben der Jahreszeit wohl auch der Entfernung Ks zur Gemeinschaft und damit der mangelnden Wärme, die durch fehlende Zuneigung und Nähe entsteht, geschuldet ist, schützt er sich mit einem Mantel, der ihm geschenkt wurde. Und das nicht etwa von einem Freund, der ihn verabschiedete, sondern von einem „Vorübergehenden“. Selbst das Schiffspersonal, das ihn nach zwanzig Jahren Zusammenleben auf dem Schiff doch wohl kennen müsste, werde im Zweifelsfall lediglich an einen „alten Bordpianisten“ zurückdenken, das denkt sich jedenfalls der hin- und hergerissene Protagonist, während er auf der letzten Stufe der Gangway steht und abzuwägen versucht, ob er diesen entscheidenden Schritt gehen soll oder nicht.

Und dennoch stellt dieses Schiff offenbar das nächste zu einer Heimat dar, was er wohl je erreichen wird. In der geschäftigen Welt nämlich, die vor ihm wie ein großes Labyrinth in die Höhe wächst, scheint eine Eingliederung noch viel abwegiger. So nimmt er natürlicherweise schon vor Betreten des Landes die Position des Beobachtenden, des Horchenden ein.

Er kann die Stimmen nicht ordnen und nimmt nur Bruchstücke von Gesprächen wahr, die er jedoch nicht fassen kann. Motivgeschichtlich ein klarer Verweis auf die Schwierigkeiten, die Kafka häufig im Umgang mit anderen Menschen hatte und auf das Scheitern jeglicher Kommunikation, welches in seinen Werken oftmals eine erhebliche Rolle spielt.

Das Gefühl der Nichtigkeit wird umso größer, je länger er so vor dieser „Schwelle“ der Gangway steht und von der unendlichen Vitalität New Yorks erdrückt wird. Dies führt auch den Wunsch nach einer Verwandlung in eine Ratte herbei, eine Abwandlung der sogenannten Ungeziefermetaphorik, die jedem Leser des Artikels bekannt sein dürfte.

Das Schiff ist K. nur insofern vertrauter als die unbekannte vor ihm liegende Metropole New York, als dass er sich dort, in dieser überschaubaren Welt, zurechtfindet.

Das beschriebene Fenster, eine bestimmte Luke in seiner Kabine, dient hier als eine Möglichkeit für den Protagonisten und stellt für - in gewisser Weise - einen Zugang zur Außenwelt dar. Es ist und bleibt auch nach seiner Umkehr die einzige Verbindung zur geschäftigen Welt, an die er sich klammert. So hatte er sich über Jahre ein Bild von den Menschen gemacht, hatte versucht, ihr Verhalten nachzuvollziehen und zu verstehen, und trotzdem reichte es am Ende nicht aus, um ihn dazu zu bringen, den letzten Schritt zu gehen.

Von Anfang an ist ein schmerzlicher innerer Determinismus zu erkennen, dem sich der Protagonist durch seine beißenden Selbstzweifel eigens unterwirft. Obwohl er den Hut als

Entscheidungsträger wirft, ist ihm bereits klar, dass er es nicht schaffen wird, die Schwelle zu überschreiten, und so wartet er das Ergebnis des übertragenen „Münzwurfs“ erst gar nicht ab, sondern „dreht [...] sich schon um und [ist] wieder unten in seiner Kabine, noch bevor [der Hut] die Wasseroberfläche“ trifft. Das darauffolgende Hinuntersinken ins „schwarze Nichts“ kann auf verschiedene Weise gedeutet werden. Einerseits symbolisiert es das Wesen des Schreibens, für das Kafka lebt und für das er immer wieder in die tiefsten Abgründe seines Ich hinabsteigt, was ihm schließlich wortwörtlich die Luft nimmt; andererseits kann es auch auf seine grundlegende Unfähigkeit zu leben bezogen werden: Sein Untergang ist schon besiegelt, bevor er es überhaupt selbst erkennt und während „etwas in ihm sich [noch] an dem Himmel über ihm fest[zu]halten“ versucht. Letztendlich sieht er es jedoch ein - und lässt es auch zu.

Die Schlussequenz fasst den Inhalt der gesamten Parabel auf diese Weise noch einmal zusammen und fungiert als Seelenschau des Protagonisten sowie auch als Schlüssel zu einer autobiographischen Deutung des Werkes.

Fremdsein, Einsamkeit, Verlorenheit. Immer wieder taucht das Bild des „ewig Außenstehenden“ in den Werken desjenigen Schriftstellers auf, mit dem wir uns wohl alle an irgendeinem Punkt unseres Lebens einmal identifizieren können. Franz Kafka, der paradoxerweise als einer der bekanntesten Vertreter seiner Zeit in die Literaturgeschichte einging und sein Schaffen selbst jedoch für bedeutungslos erachtete, verkörpert jenen düsteren Teil eines jeden Menschen, der meist in einsamen Nächten aus den dunkelsten Ecken unseres Bewusstseins hervorkriecht und uns mit Schuld, Selbstzweifel und Angst zu brechen versucht.

Geprägt von dem äußerst schwierigen Verhältnis zu seinem Vater wächst der junge Franz Kafka Anfang des 20. Jahrhunderts zusammen mit drei Schwestern in Prag auf. Als ältester und einziger überlebender Sohn des strengen Geschäftsmannes Hermann Kafka lastet ein immenser Erwartungsdruck auf dem Jungen, dessen Wesen viel zarter, viel empfindsamer ist als das seines Vaters mit seiner puren Vitalität und seiner riesenhaft erscheinenden Kraft. Durch die enorme Überlegenheit des Vaters, ja allein durch seine bloße Körperlichkeit, wie Kafka im „Brief an den Vater“ darlegt, stellt sich bei Kafka ein Gefühl der Nichtigkeit ein. Er entwickelt Minderwertigkeitskomplexe, von denen er sich bis zu seinem frühen Tod im Alter von 40 Jahren nicht befreien kann.

Auch die Flucht in die Welt der Literatur und der Künste kann ihn nicht davor bewahren. Es bleibt eine nicht fassbare Angst, die ihn sein Leben lang begleitet, bis es 1912, in dem Jahr seiner „Geburt“ als Schriftsteller durch das Verfassen seines Werkes „Das Urteil“ in der Nacht von 22. auf den 23. September schließlich zu einem Bewusstwerden der eigenen Inkompatibilität mit dem Leben kommt.

Für Kafka wird das Schreiben so notwendig, so unentbehrlich wie die Nahrung. Es sei ein nächtliches Herabsinken in die menschlichen Abgründe, ein sich wiederholendes Sterben

und anschließendes Selbstbemitleiden, das der Schriftsteller immer wieder durchleben müsse. Es hält ihn am Leben und macht ihm gleichzeitig die Integration in die Gesellschaft unmöglich. In einem Brief an Max Brod, seinem lebenslangen und engsten Freund, schreibt er 1925: „Warum hört die Reue nicht auf? Das Schlusswort bleibt immer: Ich könnte leben und lebe nicht.“

Die immer stärker werdende Angst vor dem Nichts durch die Erkenntnis des „versäumten Lebens“ schafft, in Verbindung mit der Unfähigkeit, sich vom Schreibtisch zu lösen und der Entschlossenheit, dies auch niemals zu tun, einen Teufelskreis, welchen zu durchbrechen er nicht im Stande ist.

Schließlich jedoch weicht die Angst vor dem Tod der Sehnsucht nach demselben. Dementsprechend gefasst tritt er dann auch seinem Sterben entgegen. „Manchmal scheint es mir, Gehirn und Lunge hätten sich ohne mein Wissen verständigt. »So geht es nicht weiter«, hat das Gehirn gesagt, und nach fünf Jahren hat sich die Lunge bereit erklärt, zu helfen.“, schreibt er 1917 in einem Brief an Max Brod.

Sein Lungenversagen sei lediglich das natürliche Resultat seines Wesens in der Welt. Hätte er etwas Anderes gefunden, was ihm das Leben zugänglicher gemacht hätte, liebend gern hätte er es angenommen, diese Worte legt er dem Hungerkünstler am Ende seines Lebens in den Mund.

Auch sonst scheut sich der junge Autor nicht, Teile seiner Selbst in den Figuren seiner Werke zu verarbeiten und in ihnen zum Ausdruck zu bringen. In der literarischen Welt führt er symbolisch aus, wie er sich persönlich wahrnimmt: Die Verwandlung in ein Ungeziefer, eine Form, die ihm weit angemessener und seiner Nichtigkeit weit besser zu entsprechen scheint als die des erwartungsbeladenen Menschen; die unüberwindbare Distanz und die ständig scheiternde Kommunikation zwischen ihm und den Menschen um ihn herum, die er in „Eine Kaiserliche Botschaft“ verbildlicht; das Ausgeliefert-Sein an überlegene Instanzen (vgl. „Der Prozess“, „Der Schlag an das Hoftor“ oder „Der Kübelreiter“) und der ständige Kampf mit dem eigenen Schuldbewusstsein (vgl. „In der Strafkolonie“ und „Das Urteil“).

In all seinen Werken verarbeitet Kafka sein Ringen mit dem Leben, konfrontiert uns mit den dunkelsten Teilen unserer Seele und führt uns immer wieder vor Augen: Wir sind menschlich, endlich und zerbrechlich.

Um Kafka das Schlusswort zu geben: „Schon darum sollten wir Menschen voreinander so ehrfürchtig, so nachdenklich, so liebend stehn wie vor dem Eingang der Hölle.“